

# Zum Themenschwerpunkt

## Die Anerkennung des anderen

### Ein neues Paradigma der Psychoanalyse?

ANDREAS CREMONINI

Glaubt man neueren einschlägigen Publikationen so steht die Psychoanalyse vor einer intersubjektiven Wende.<sup>1</sup> Der Mensch, so lautet die Grundüberzeugung dieses *relational* oder *intersubjective turn*, ist keine Monade. Er ist in seinem Selbst- und Weltverhältnis grundlegend – und das heißt bis in seine unbewussten Strukturen hinein – relational verfasst. Triebchicksale, so glauben die Intersubjektivisten, sind Beziehungschicksale. Man kann den Abstand, der die Vertreter des intersubjektivistischen Paradigmas vom Begründer der Psychoanalyse trennt, kaum deutlicher benennen. Ist es Freud zufolge die Aufgabe der Psychoanalyse, das Triebwesen Mensch aus der Verstrickung mit seinen Befriedigungsobjekten heraus zu begreifen, so gehen die Intersubjektivisten von einem ganz anderen Bild aus. Der Mensch ist für sie ein Wesen, das sein Selbst in der Interaktion mit anderen aufbaut und sich deshalb auch nur aus diesen Beziehungen heraus verstehen lässt. Die Objekte seines unbewussten Strebens sind daher keine Objekte im klassischen psychoanalytischen Sinn. Es ist vielmehr der andere Mensch, dem sein Streben, seine Neugier, seine ganze Aufmerksamkeit gilt.

Die amerikanische Säuglingsforschung der letzten Jahrzehnte hat erheblich zu diesem Wandel der Betrachtungsweise beigetragen. So haben beispielsweise die Untersuchungen des Entwicklungspsychologen und Analytikers Daniel Stern empirische Belege für die Annahme beigebracht, dass bereits Kleinkinder in den ersten Wochen und Monaten nach der Geburt mit ihrer Umwelt und ihren Bezugspersonen interagieren. Die Ausbildung von Interaktionsmustern geschieht auf dieser frühen, präverbalen Stufe keineswegs nur passiv oder reaktiv. Die Interaktion mit anderen wird, wie komplexe Versuchsanleitungen nahelegen, aktiv vom Säugling gesucht und mitgestaltet. Das legt den Schluss nahe, dass Kleinkinder die Welt eben nicht »as one blooming buzzing confusion«<sup>2</sup> erleben, wie es William James noch ganz im Geiste seiner Zeit ausdrückte. Sie können weitaus mehr, als ihnen im Rahmen des freudianisch-psychoanalytischen Menschenbildes zugestanden wird. Es ist diese Einsicht, die sich in der 70er Jahren in dem

Schlagwort von dem »kompetenten Säugling«<sup>3</sup> und der Annahme einer »primären Intersubjektivität«<sup>4</sup> programmatisch niedergeschlagen hat.

Nun sind es jedoch keineswegs die ›baby watchers‹ allein, welche dem neuen Paradigma auf breiter Front zum Durchbruch verholfen haben. Der schulenübergreifende Aufschwung, den intersubjektive Denkansätze in den letzten Dekaden erfahren haben, hat sich allmählich und über einen langen Zeitraum hinweg vorbereitet. Und er lässt sich nicht verstehen, wenn man ihn nicht im Kontext anderer, parallel verlaufender Entwicklungen sieht. Da ist zuerst natürlich die Entwicklung, die die freudianische und post-freudianische Psychoanalyse selbst durchlaufen hat. Die Widersprüche und Spannungen der Freudschen Metapsychologie bildeten schon zu Lebzeiten Freuds den Nährboden für Revisionen und Weiterentwicklungen auf theoretischer, Bruch oder Spaltung auf institutioneller Ebene. Das hat sich auch nach Freud nicht wesentlich geändert. Die Geschichte der Psychoanalyse ist eine Geschichte ihrer kleineren oder größeren Dissidenzen geblieben. Der kriegsbedingte Export von Freuds Ideen und ihrer Exponenten hat diese der Psychoanalyse eigentümliche Tendenz noch verschärft, wurde sie dadurch mit bestehenden nationalen Wissenskulturen konfrontiert, mit denen sie ebenso produktive wie explosive Allianzen einging.

Wer nach den Anfängen relationalen Denkens in der Psychoanalyse fragt, wird deshalb keine lineare Entwicklungslinie ziehen können. Überzeugend scheint mir deshalb der Vorschlag, die Vorgeschichte des relationalen Paradigmas in der psychoanalytischen ›Dissidenz‹ beginnen zu lassen.<sup>5</sup> Der Anstoß zur intersubjektiven Wende ging also von zeitlich und räumlich verstreuten Einzelinitiativen aus, in denen sich erst allmählich und im Rückblick so etwas wie eine gemeinsame konzeptionelle Basis abzeichnete. Einer der frühesten Protagonisten dieser Entwicklung ist der Ferenczi-Schüler Michael Balint. Bereits im Jahr 1937 kritisierte er Freuds Idee des primären Narzissmus als »Amöbensage«<sup>6</sup> und setzte ihr die Idee einer primären Objektbeziehung (*primary love*) entgegen. Dieses von den Zeitgenossen kaum beachtete Konzept einer ursprünglichen Bezogenheit wurde später von Autoren wie Hans Loewald<sup>7</sup> oder Donald Winnicott aufgegriffen und in eigenständiger Weise weiterentwickelt. Etwas weiter abliegend vom psychoanalytischen Mainstream waren es der Bindungstheoretiker John Bowlby oder die Psychologen Harry Stack Sullivan und W. R. D. Fairbairn, deren Arbeiten im Rückblick als Vorläufer eines relationalen Ansatzes erscheinen.<sup>8</sup>

Wie immer man die Relevanz der empirischen Säuglingsforschung im einzelnen beurteilen mag, die Resonanz, die Sterns revolutionären Thesen beschieden war, macht deutlich, wie sehr sich die postfreudianische Psychoanalyse – insbesondere in Gestalt der angelsächsischen Objektbeziehungstheorie – bereits relationalen Ansätzen geöffnet hatte.<sup>9</sup> Diese Entwicklung

innerhalb der psychoanalytischen Bewegung steht keineswegs allein da. Sie verläuft parallel zu einer Entwicklung, die sich auf anderen Wegen auch innerhalb der Philosophie vollzogen hat. Die Philosophie des 20. Jahrhunderts hat sich – zu einem wichtigen Teil jedenfalls – als Abkehr von einem monologischen Vernunftbegriff verstanden. Dieses neue Selbstverständnis der Philosophie, das seinen markantesten Ausdruck im Vollzug des sog. *linguistic turn* findet, hat dazu geführt, dass die Vorstellung einer Verankerung der Vernunft im Boden transzendentalphilosophischer oder geistmetaphysischer Voraussetzungen fallengelassen und neue Formen einer pluralen, kommunikativen Vernunft erprobt wurden. Ansätze, welche die monadisch in sich abgeschlossene Subjektivität aufzubrechen versprechen, finden sich deshalb in der Philosophie des vergangenen Jahrhunderts zuhauf.

Einen wichtigen, wenn auch zweideutigen Platz in der Vorgeschichte dieser Entwicklung nimmt G. W. F. Hegels Theorie der Anerkennung ein. Als einer der ersten denkt Hegel Vernunft prozessual und intersubjektiv. Der Geist, so Hegels Wort für die tätige Wirklichkeit der Vernunft, hat kein Zentrum, er hat auch keine (natürliche, traditionale, metaphysische) Grundlage. Geist realisiert sich in geistigen, d.h. intersubjektiven Verhältnissen, deren einziges Rationalitäts-Kriterium die Gegenseitigkeit ist. Gegenseitigkeit (*mutuality*) ist denn auch das Stichwort, das das Gemeinsame der verschiedenen relationalen psychoanalytischen Ansätze umreißt. Zweideutig ist Hegels Ehrenplatz in dieser Vorgeschichte des modernen Intersubjektivismus insofern, als sich in seinem Werk auch gegenläufige Motive benennen lassen, so etwa der grandiose Versuch, die zerstreute interaktionale Basis des Geistigen in einer (Mono-)Logik der Selbstentfaltung des Geistes zu versammeln. Hegels Beitrag zum Intersubjektivismus trägt deshalb ein Janus-Gesicht: Als Figur des Aufbruchs zu einer polyzentrischen, kommunikativen Vernunft ist er in anderer Hinsicht zugleich die Schlussfigur der traditionellen Metaphysik.

Hegels Theorie der Anerkennung ist in unterschiedlicher Weise aufgenommen worden. In Frankreich hat sie über Alexandre Kojèves eigenwillige Aneignung der hegelschen Herr-Knecht-Dialektik Eingang in die philosophische und auch psychoanalytische Diskussion gefunden.<sup>10</sup> Im deutschsprachigen Raum sind die Anregungen Hegels vor allem im Umkreis der neueren ›Frankfurter Schule‹ (Jürgen Habermas, Axel Honneth) auf fruchtbaren Boden gefallen. Insbesondere Honneth hat die Anerkennungstheorie in einem zeitgenössischen philosophischen Vokabular ausgearbeitet und ihr einen Platz in der gegenwärtigen politischen und praktischen Philosophie gesichert.<sup>11</sup> Ebenfalls zum (weiteren) Einflussbereich Hegels darf der amerikanische Soziologe, Psychologe und Philosoph Georg Herbert Mead gezählt werden. Seine pragmatische, interaktionsbasierte Entwicklungstheorie ist zu

einem wichtigen Stichwortgeber für zeitgenössische neo-pragmatische Geisttheorien geworden.<sup>12</sup>

Unabhängig von diesen vor allem in der Tradition Hegels sich bewegenden Ansätzen haben sich auch in anderen Bereichen der Philosophie intersubjektive Modelle herausgebildet, etwa im französischsprachigen Umkreis der Phänomenologie Edmund Husserls (Merleau-Ponty, Jean-Paul Sartre, Emanuel Levinas) oder in den verschiedenen Formen des Dialogismus (Martin Buber, Hans-Georg Gadamer). Entscheidende Impulse zur Neubestimmung einer sprachlich vermittelten Vernunft sind schließlich von der Philosophie Ludwig Wittgensteins ausgegangen. Wittgenstein ist als geistiger Vater der sprachphilosophischen Wende sicher eine der wichtigsten Stimmen im Konzert gegenwärtigen Philosophierens. Auch wenn Intersubjektivität im engeren Sinne bei Wittgenstein nicht Thema ist – seine radikale Kritik an einer subjektiven Innenwelt macht auch den Begriff eines ›Zwischen‹ obsolet –, so ist doch deutlich, dass Sprachspiele und Lebensformen nur als miteinander geteilte Sinn machen.

Betrachtet man den Übergang der Psychoanalyse zu einem relationalen Verständnis des Menschen vor dem Hintergrund dieser parallelen Entwicklungen, so zeigt sich vor allem eines: er entspricht dem Geist der Zeit. Das anti-metaphysische Programm der Moderne, das *a priori* Vernunftstrukturen in reflexive bzw. historisch gewachsene, gesellschaftliche Strukturen zurückbuchstabiert, hat Zweifel an den vor- oder gar anti-sozialen Prämissen der Psychoanalyse geweckt. Dabei ist insbesondere Freuds Theorie des Trieb und die in ihr wurzelnde pessimistische Auffassung des Menschen ins Kreuzfeuer der Kritik geraten. Denn Freud gründet weitreichende Aussagen über den Menschen – so etwa die von seiner konstitutiven Unangepasstheit – auf Voraussetzungen, die innerhalb der Psychoanalyse umstritten und außerhalb der Psychoanalyse nicht überprüfbar sind.<sup>13</sup> Die Versuchung liegt daher nahe, die Triebtheorie als Ausdruck einer persönlichen oder im Geiste der Zeit gründenden Weltanschauung zu betrachten und sie als Grundbegriff von psychoanalytischer Theorie und Praxis fallenzulassen.

Das ist im Rahmen des intersubjektiven oder relationalen Paradigmas auch weitgehend geschehen. Die theoretische oder klinische Auseinandersetzung mit dem Trieb nimmt in neueren Texten (vor allem englischsprachiger Provenienz) keinen großen Raum mehr ein.<sup>14</sup> Ob zu Recht, ist eine andere Frage. Auffällig ist jedenfalls, dass relationale Ansätze dazu tendieren, ein vergleichsweise harmonisches Bild der menschlichen Entwicklung zu zeichnen. Die Konflikthaftigkeit menschlicher Beziehungen, ihre Krisenanfälligkeit und ihr gewaltförmiges Eskalationspotential scheint in einer intersubjektivistischen Betrachtungsweise eher in den Hintergrund zu treten.<sup>15</sup> Die Gründe für diese Relativierung mögen vielfältig sein. Denkbar ist, dass die

Kritik an und der Verzicht auf Freuds Triebkonzept zu einer Überbetonung gegenläufiger Motive geführt hat. Denkbar ist aber auch, dass sich hinter dieser Verschiebung im begrifflichen Vokabular ein tieferliegender gesellschaftlicher Umbruch verbirgt. Nicht mehr Sexualität wäre der einheitliche Nenner, auf den sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts psychische Konflikte zurückführen lassen, sondern Identität.<sup>16</sup>

Die drei Texte, die wir im folgenden zur Diskussion stellen, reagieren jeder auf seine Weise und anhand von unterschiedlichem Material auf diese hier kurz skizzierte Entwicklung. Ein entschiedener Kritiker des Intersubjektivismus ist der New Yorker Psychoanalytiker und Philosoph Joel Whitebook. Whitebook plädiert in seinem Beitrag für eine freudianische Korrektur des intersubjektivistischen Paradigmas. Die allgemeine Stossrichtung dieser Kritik geht auf eine Debatte mit Axel Honneth zurück, die vor einigen Jahren in der Zeitschrift *Psyche* publiziert wurde.<sup>17</sup> Whitebook hatte Honneths Behauptung in Zweifel gezogen, dass soziale Konflikte tatsächlich auf eine ›moralische Grammatik‹, wie es der Untertitel von Honneths *Der Kampf um Anerkennung* verspricht, zurückführbar seien. Der ›Frankfurter‹ Intuition, dass die Natur des Menschen in gewisser Weise immer schon sozialisiert und daher bereits ›zweite‹ Natur sei, setzt Whitebook etwas entgegen, das er die »tiefe Wahrheit des Hobbesianismus«<sup>18</sup> nennt. Gemeint ist damit, dass der Mensch einen prä- oder gar antisozialen Kern in sich trägt, der von den Sozialisierungs- und Assimilierungskräften der modernen Gesellschaft nicht oder nur unvollständig resorbiert wird. Neben Hobbes ist es vor allem Freud und dessen Idee des Todestriebs, den Whitebook hier in den Zeugenstand ruft.

Im hier abgedruckten Beitrag führt Whitebook diese Kritik, die natürlich nicht unwidersprochen geblieben ist,<sup>19</sup> weiter aus. Sein Anliegen ist ein zweifaches: er möchte zum einen zeigen, dass die in Hegels *Phänomenologie* entwickelte Theorie der Anerkennung nicht leistet, was sich die Intersubjektivisten von ihr versprechen, zum anderen stellt er die weitreichenden Schlüsse der Säuglingsforscher in Frage, indem er die Triftigkeit der empirischen Befunde in Frage stellt. Beide Punkte hängen eng miteinander zusammen. Wenn sich nämlich zeigen lässt, dass Hegels Dialektik des Selbstbewusstseins (Anerkennung) aus einer Dialektik der animalischen ›Begierde‹ emergiert, dann stellt sich die Frage, wie dieses (Trieb-)Leben, das in unseren intersubjektiven Verhältnissen (immer auch) am Werk ist, theoretisch gefasst werden kann. Nun scheinen die Befunde der Säuglingsforschung der Annahme eines ursprünglichen triebdominierten Zustands im Säugling (symbiotische, undifferenzierte Phase) direkt zu widersprechen. Für die psychoanalytische Hypothese einer auf früheste kindliche Erfahrungen zurückgehenden Allmachtsphantasie findet sich angeblich keine Evidenz. In einer

scharfsinnigen Auseinandersetzung mit den Ergebnissen der Forschergruppe um Fonagy<sup>20</sup> plädiert Whitebook für Zurückhaltung in diesem Punkt. Der von den Experimenten freigelegte Interaktionsmodus des Säuglings (Präferenz für vollständige Kontingenz) lässt nämlich durchaus Raum für eine gegenläufige Interpretation: die Präferenz für vollständige Übereinstimmung von Außenwelt und Innenwelt kann auch als Ausdruck einer Indifferenz, als eine Art normaler Autismus verstanden werden.

Einen anders gelagerten Zugang zum Thema verfolgt die in Paris lebende Psychoanalytikerin und Philosophin Inara Luiza Marin. Sie beleuchtet in Ihrem Beitrag eine in der gegenwärtigen Anerkennungsdebatte wenig gewürdigte französische Tradition *negativer* Anerkennung und schließt damit eine Lücke, die in der bisherigen Darstellung des intersubjektiven Paradigmas ausgespart worden ist. Negativ ist diese Auffassung von Anerkennung insofern, als sie Anerkennung nicht im Sinne Hegels als ein auf Gegenseitigkeit beruhendes Geschehen der Bestätigung und Bekräftigung subjektiver Autonomie begreift, sondern als einen Prozess, der Effekte der Entfremdung, der Unterwerfung, ganz allgemein der Heteronomie zur Folge hat. Namhafte Köpfe dieser Linie sind Jean-Jacques Rousseau, Jean-Paul Sartre, Louis Althusser, Pierre Bourdieu oder in neuerer Zeit auch Judith Butler. Mit ihrem Beitrag verfolgt Marin das Ziel, Jacques Lacan als einen kritischen Vertreter dieser zweiten, negativen Tradition der Anerkennung zu profilieren.

Marin geht diese Aufgabe an, indem sie zunächst Lacans Verständnis des Anerkennungsbegriffs aus den zahllosen Belegstellen seiner z.T. unpublizierten Seminare rekonstruiert. Dieses Verfahren, das kein hermeneutisches im engeren Sinne sein will, hat den Vorteil, dass es den Begriff der Anerkennung, der in Lacans offizieller Lehre kaum eine Rolle spielt, in engem Kontakt mit Lacans eigenen Aussagen entfaltet. Diese immanente Rekonstruktion erfolgt jedoch nicht um ihrer selbst willen. Sie geschieht in engem Rückbezug zu Lacans kritischer Abgrenzung gegenüber der angelsächsischen Ich-Psychologie (Heinz Hartmann, Rudolph Loewenstein, Ernst Kris) und gegenüber der Objektbeziehungstheorie (Melanie Klein, Donald Winnicott). Die immanente Rekonstruktion wird so durch eine systematische Intention ergänzt und korrigiert. Mit diesem doppelten Verfahren begegnet Marin der Schwierigkeit, dass eine bloße philologische Sichtung von Belegstellen im Grunde die Bedeutung des Begriffs als gegeben vorausschicken muss. Marins Ziel ist es jedoch gerade zu zeigen, dass Lacans Verwendungsweise von Anerkennung dem klassischen Verständnis des Begriffs zuwiderläuft und eine radikale Kritik an dessen identitären Merkmalen beinhaltet.

Wollte man das Bild, das Marin von Lacans Position zeichnet, auf eine Formel bringen, könnte man vielleicht sagen: Lacan ist der Pessimist unter

den Intersubjektivisten. Er bezieht auf halbem Wege zwischen Freuds substanziologischem Triebmodell und dem strikt relationalen Modell der Objektbeziehungstheoretiker eine mittlere Position. Mit den Intersubjektivisten betont Lacan gegen Freud die Bedeutung des Sozialen, während er mit Freud gegen die Intersubjektivisten am Begriff des Triebobjekts festhält. Lacans Begriff des Triebobjekts lässt sich deshalb als eine Art Kompromissbildung verstehen: es steht für den Teil der körperlichen Triebrealität, der sich im Begehren des sozialen Anderen realisiert. Die der imaginären Konsistenz des Ichs geltende Anerkennung benennt deshalb, wie Marin zeigt, nur eine Seite der psychischen Realität. Sie verkennt eine triebökonomisch grundlegendere Realität, nämlich das Begehren nach ihr. In der klinischen Wendung, die Lacan dem Begriff der Anerkennung verleiht, kann Anerkennung deshalb lediglich *Anerkennung des Begehrens* heißen. Diese Anerkennung ist jedoch keine Anerkennung durch den Analytiker, sie ist, wie Lacan es selbst formuliert, Anerkennung ›durch niemanden‹. Anerkennung des Begehrens bedeutet – Marin zufolge, die Erfahrung eines Aufklaffens, einer Lücke zu machen. In einer solchen Erfahrung liegt die Chance einer *Lysis*, d.h. einer Lockerung vertrauter Triebarrangements und ev. eines Übergangs zu neuen.

Markieren die beiden ersten Beiträge dezidiert kritische Positionen innerhalb des Feldes der Psychoanalyse, so verfolgt der Beitrag der Frankfurter Philosophin Anne Ten Hagen zunächst kein im engeren Sinne psychoanalytisches (klinisches) Erkenntnisinteresse. Ten Hagen setzt Überlegungen des späten Wittgensteins zu Spracherwerb und Empathie zueinander ins Verhältnis und zieht von hier aus Parallelen an die Ergebnisse der empirischen Säuglingsforschung. Das vorrangige Ziel ihrer Analyse ist ein philosophisches. Im Zentrum ihrer Bemühungen steht eine begriffliche Klärung der Empathie. Primäre Empathie, so lautet ihr Definitions-Vorschlag, ist eine nicht-epistemische Einstellung gegenüber anderen Menschen. Das besagt zunächst, dass Empathie nicht nach dem Modell der Erkenntnis gedacht werden kann. Wenn wir die inneren Zustände (z.B. den Schmerz) einer anderen Person bemerken, dann nicht so, dass wir zunächst äußere Anzeichen registrieren und dann auf die inneren Zustände schließen. Menschen stehen Wittgenstein zufolge in einer unmittelbaren Beziehung zu den inneren Zuständen anderer. Diese Unmittelbarkeit drückt sich darin aus, dass Menschen spontan und unwillkürlich auf das expressive Verhalten ihres Gegenübers reagieren. Wobei, wie Ten Hagen hervorhebt, die Tatsache, *dass* sie reagieren unvermeidbar ist, die Frage *wie* sie reagieren, einen individuellen Spielraum offen lässt.

Dieses Faktum einer primär empathischen Responsivität<sup>21</sup> ist nun einerseits eine wichtige nicht-sprachliche Voraussetzung für den Aufbau eines

Selbstgefühls und für den Spracherwerb beim Kleinkind. Hier vermögen die Ergebnisse aus der neueren Säuglingsforschung Wittgensteins Überlegungen zur kriterienlosen Selbstzuschreibung und zur Grammatik der Selbstgewissheit zu stützen. Denn die Fähigkeit zu jener Form des Wissens, die für das Wissen der ersten Person um ihre inneren Zustände charakteristisch ist, wird in empathischen Interaktionszirkeln mit den Bezugspersonen erworben. Primäre Empathie bezeichnet jedoch nicht nur ein entscheidendes Stadium der kindlichen Entwicklung, sie ist, so die weitergehende These, die bleibende Grundlage aller entwickelteren Formen sozialer Beziehungen. Auch sekundär empathische Prozesse, d.h. die kognitive Bezugnahme auf bestimmte Personen und ihre je spezifischen inneren Zustände, bleiben auf das Faktum einer existenzialen Verbundenheit zwischen den Menschen bezogen. Das Anerkennen geht dem Erkennen voraus, sowohl in ontogenetischer, als auch im kategorialen Sinne. Ten Hagens Begriff der primären Empathie stellt in dieser Hinsicht eine wichtige Präzisierung von Honneths Begriff der Anerkennung dar, der in seinen neueren Texten eine bemerkenswerte Modifikation in Richtung auf die zentralen affektiven Komponenten der Intersubjektivität erfahren hat.<sup>22</sup>

Unter einem psychoanalytischen Gesichtspunkt scheint mir ein Punkt von Ten Hagens Untersuchung der besonderen Aufmerksamkeit wert. Es ist der Zusammenhang, der zwischen Wittgensteins Sprachtheorie und der Möglichkeit pathologischer Entwicklungsstörungen sowie deren Therapierbarkeit besteht. Wie Ten Hagen zeigt, begreift Wittgenstein die Bedeutung von Wörtern nicht als etwas feststehendes, sondern ganz antiplatonisch als etwas, das nicht diesen Wörtern selbst zukommt, sondern im Umgang mit ihnen erworben wird. Beim Spracherwerb des Kleinkindes kommt diesem Umstand eine große Bedeutung zu. Denn das Kleinkind erwirbt Sprache nicht in einem kognitiven Prozess der Zuordnung von Bedeutungen, sondern in einem affektiven Prozess, in welchem Verwendungsweisen von Wörtern in empathischen Zirkeln mit den primären Bezugspersonen eingeübt werden. Dabei kommt dem ›grammatischen Maßstab‹ (Ten Hagen) der Eltern eine entscheidende Bedeutung zu. Entspringt dieser defizitären Lebensformen, so werden sich diese beim Kinde als entfremdende Formen des Selbst- und Weltbezuges reproduzieren. In dieser Möglichkeit von systematischer Fehlkonditionierung, die gewissermaßen Wittgensteins Sprachbegriff entspringt, liegt jedoch zugleich auch die Möglichkeit einer Korrektur pathologischer Lebensformen. Die Macht der ›Privatsprache‹, die Macht der in sie eingewobenen irreführenden Bilder und Missverständnisse, kann in einem Prozess der Analyse aufgelöst, alternative Verwendungsweisen können – in einem analytischen Setting etwa – erprobt und interaktiv einge-

übt werden. Über die Kräfte, die einer solchen korrigierenden ›Abrichtung‹ allenfalls entgegenwirken, erfahren wir bei Wittgenstein jedoch nichts.

An diesem kursorischen Gang durch drei unterschiedliche Zugänge zum Thema (primärer) Anerkennung lässt sich ganz gut verdeutlichen, dass die intersubjektive Wende der Psychoanalyse keiner bestimmten Schule zugeordnet werden kann. Die Stärke des intersubjektiven Ansatzes liegt nicht darin, einem bestimmten Vokabular zum Durchbruch zu verhelfen, sie liegt vielmehr in einer gewissen Konvergenz der Themen. Was das relationale Paradigma so produktiv macht, ist seine Kraft, innerhalb verschiedener Ansätze neue Betrachtungsmöglichkeiten zu erschließen. Wie jede grundbegriffliche Verschiebung birgt jedoch auch diese Risiken und Chancen. Zu den Risiken gehört sicherlich die Versuchung, einige unliebige Facetten des Freudschen Menschenbildes endgültig der Vergangenheit und damit – einmal mehr – dem Vergessen zu überantworten. Demgegenüber bietet der relationale Ansatz die Chance, die Psychoanalyse an Themen und Problemkreise heranzuführen, die über den engeren Bereich ihrer internen Verständigung hinaus Relevanz beanspruchen können.

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Zum Stand der Debatte vgl. den internationalen Sammelband von Martin Altmeyer / Helmut Thomä (Hrsg.): *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse*, Stuttgart: Klett-Cotta 2006.

<sup>2</sup> William James: *The Principles of Psychology*, Cambridge (Mass.): Harvard U.P. 1981 (1890), p. 462.

<sup>3</sup> Siehe J. Stone / H. Smith / L. Murphy (Eds.): *The Competent Infant*, New York: Basic Books 1973. Eine griffige Darstellung dieser Entwicklung und ein engagiertes Plädoyer für eine auf empirischen Füßen stehende Psychoanalyse bietet Martin Dornes: *Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen*, Frankfurt a. M.: Fischer 2004 (1993).

<sup>4</sup> C. Trevarthen: »Communication and cooperation in early infancy. A description of primary intersubjectivity«, in: M. Bullowa (ed.): *Before Speech. The Beginning of Interpersonal Communication*, Cambridge UP 1979, S. 321-347.

<sup>5</sup> Zum folgenden vgl. Altmeyer, *Die vernetzte Seele*, S. 12.

<sup>6</sup> Michael Balint: »Early developmental states of the ego. Primary object-love«, in: *Primary Love and Psychoanalytic Technique*, New York: Liveright Publishing Corporation, 1953 [1937] pp. 90-108.

<sup>7</sup> Zu Loewalds behutsamer relationaler Umarbeitung von Freuds Triebbegriff vgl. Stephen A. Mitchell: *Bindung und Beziehung. Auf dem Weg zu einer relationalen Psychoanalyse*, Gießen: Psychosozial-Verlag 2003, S. 71-96.

<sup>8</sup> Ebd., S. 125 ff.

<sup>9</sup> Zu einer kritischen Diskussion der Relevanz der Säuglingsbeobachtung vgl. die Darstel-

lung der Kontroverse zwischen André Green und Daniel Stern bei Martin Dornes: *Die Seele des Kindes. Entstehung und Entwicklung*, Frankfurt a. M.: Fischer 2006, S. 21-52.

<sup>10</sup> Die Wirkung, die Kojève im französischen Sprachraum und darüberhinaus entfaltet hat, kann kaum überschätzt werden. Sie manifestiert sich zunächst einmal darin, dass sowohl Anhänger als auch Kritiker Hegels sich meist auf einen mit Kojèves Brille gelesenen Hegel beziehen. Eine prägnante Darstellung dieses Zusammenhangs liefert immer noch Vincent Descombes: *Das Selbe und das Andere. 45 Jahre Philosophie in Frankreich (1933-1978)*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1981. Die Wirkung Kojèves geht insofern über den französischen Kontext hinaus, als sie auch die Rezeption französischer Philosophie im Ausland mitgeprägt hat. Besonders deutlich ist dies etwa in Judith Butlers Dissertation *Subjects of desire. Hegelian reflections in twentieth-century France*, New York: Columbia UP 1987.

<sup>11</sup> Grundlegend dafür immer noch Axel Honneth: *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1992. Zur politischen Dimension der Anerkennung vgl. Axel Honneth / Nancy Fraser: *Umwerteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2003; zur Analyse der normativen Dimension der Anerkennung vgl. Axel Honneth: *Das Andere der Gerechtigkeit. Aufsätze zur praktischen Philosophie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000.

<sup>12</sup> Man denke dabei etwa an Positionen wie die von Donald Davidson oder Robert Brandom, welche Hegel aus einem pragmatischen Kontext heraus zu erschließen suchen.

<sup>13</sup> Vgl. die Darstellung der Freudschen Triebtheorie und ihres ›Sicksals‹ bei Martin Dornes: *Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen*, Frankfurt a. M.: Fischer 2004 (1993), S. 161 f.

<sup>14</sup> Vertreter der neueren französischen Psychoanalyse wie André Green oder Jean Laplanche machen hier die Ausnahme. Vgl. ihre Beiträge in Altmeyer, *Die vernetzte Seele*, S. 227-258 resp. 259-281.

<sup>15</sup> Vgl. die ausgewogene Darstellung von Werner Bohleber: »Intersubjektivismus ohne Subjekt? Der Andere in der psychoanalytischen Tradition«, in: Altmeyer, *Die vernetzte Seele*, S. 203-226.

<sup>16</sup> Altmeyer, *Die vernetzte Seele*, S. 25. Dornes hingegen verabschiedet sich vollständig von der Vorstellung eines dominanten Entwicklungsfaktors und zieht an dessen Statt eine Vielfalt von Faktoren in Betracht (*Die Seele des Kindes*, S. 245 f.).

<sup>17</sup> Die Texte in der Reihe ihres Erscheinens sind: Joel Whitebook: »Wechselseitige Anerkennung und die Arbeit am Negativen«, in: *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendung*, Bd. 55, Heft 8 (2001), S. 755-789; Axel Honneth: »Facetten des vorsozialen Selbst. Eine Erwiderung auf Joel Whitebook«, in: *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendung*, Bd. 55, Heft 8 (2001), S. 790-802; Joel Whitebook: »Die Grenzen des ›intersubjective turn‹. Eine Erwiderung auf Axel Honneth«, in: *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, Bd. 57 (2003), S. 250-261.

<sup>18</sup> Whitebook, »Wechselseitige Anerkennung und die Arbeit am Negativen«, S. 758.

<sup>19</sup> Siehe oben, Fn. 17.

<sup>20</sup> Peter Fonagy (e.a.): *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*, Stuttgart: Klett-Cotta 2004, darin v.a. des 4. Kapitel, S. 153-209.

<sup>21</sup> Ich verweise hier im Vorbeigehen auf die wichtigen Arbeiten von Bernhard Waldenfels zu diesem Phänomen (*Antwortregister*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1994; *Bruchlinien der Erfahrung. Phänomenologie, Psychoanalyse, Phänomenotechnik*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002)

<sup>22</sup> Axel Honneth: *Verdinglichung*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005.